

Die Armen sind die besten Apostel für die Reichen.

Kardinal Paul Evaristo Arns

Kirche als Kultur

Das Umfeldverhalten der Kirche wird gegenwärtig vornehmlich in Und-Beziehungen ausgedrückt: Kirche und Welt, Kirche und Staat, Kirche und Parteien, Kirche und Kunst. Der „Unds“ ist kein Ende. Katholische Akademien bestreiten damit fast ganze Jahresprogramme und andere weniger akademische Einrichtungen stehen ihnen dabei nicht nach. Außer einer Laxheit des Denkens, das dort, wo es kompliziert wird, es gerne bei Allgemeinem beläßt, kommt darin auch ein Unvermögen unserer Sprache zum Ausdruck, die Struktur der uns umgebenden Wirklichkeit so ins Bild bzw. auf den Begriff zu bringen, wie sie ist und nicht nur, wie sie gedacht wird.

Verspannungen im kirchlichen Wirklichkeitsbezug

Es finden sich darin aber auch zeitspezifische Verspannungen des kirchlichen Wirklichkeitsbezugs. Aus dem Empfinden heraus, an Lebenskraft und Wirkung verloren zu haben, wird nach Neuansätzen gesucht. Man bringt sich als „gesellschaftlich“ relevante Kraft in „Dialog“ mit anderen gesellschaftlich relevanten Kräften. Damit soll nicht nur Terrain, sondern auch Identität zurückgewonnen bzw. neu sichtbar gemacht werden. Aber nicht selten bewirken solche Und-Beziehungen eher das Gegenteil. Sie machen die Beziehungen abstrakt, weil die Probleme jeweils nur auf einer sehr allgemeinen Ebene behandelt werden. Oder sie führen, besonders wenn es sich um sehr offizielle Dialoge handelt, zu einer Aufspaltung kirchlichen Verhaltens: Man weiß, was man sich und dem Ansehen der Partner „nach draußen“ schuldig ist. „Nach drinnen“ fällt es aber schon schwer, auch nur einen einzigen scheinbar aufmüpfigen oder auch nur eigenwilligen katholischen Theologieprofessor in einem hochoffiziellen Wissenschaftsdialog im päpstlichen oder bischöflichen Rahmen unterzubringen.

Als besonders problematisch erweist sich der Vorrang solcher Und-Beziehungen im Verhältnis Kirche-Kultur. Im Verhältnis zum Staat gibt es die klare Gegenüberstellung, Kirche ist nicht Staat. Im Verhältnis zur Gesellschaft gilt das Verhältnis des Teils zum Ganzen, die Kirche ist Teil der Gesellschaft und zugleich Kirche in Gesellschaft. Kultur aber ist die Kirche selbst. Sie produziert in dem, was

sie organisiert, vermittelt und feiert selbst Kultur, ist selbst kulturell schöpferischer Faktor, sie hat nicht nur Kultur, sondern *ist* Kultur, und zwar religiöse Kultur in der Gesamtkultur. Und so wichtig der „Dialog“ mit der Gesamtkultur auch sein mag, ihre Sendung erfüllt sie in diesem Bereich nur dadurch, daß sie selbst – vor allem in ihren Grundvollzügen – als Kultur wahrnehmbar wird.

Wie sie das ist, das ändert sich im Wandel ihrer Geschichte. Je weniger Kirchenkultur bestimmend für die Gesamtkultur ist, um so mehr wird das Gegenüber – aber als Vergleich des Teils mit dem Ganzen – spürbar, um so mehr zeigen sich in ihr minderheitsbedingte Isolierungssyndrome. Und: je pluraler eine Gesamtkultur ist, um so schwieriger wird das Einwirken einer Teilkultur auf sie, besonders wenn das Verhältnis des Teils zum Ganzen nur noch als Addition der Teile und nicht mehr als Ideen- und Wertestruktur erscheint.

Je amorpher überdies die Gesamtkultur ist und je funktionalistischer sie zugleich gedacht und organisiert wird, um so schwieriger ist die Einwirkung der Kirche auf sie. Je abbildhafter der Pluralismus „weltlicher“ Kultur auch in der Kirche zum Ausdruck kommt, um so mehr verliert sich kirchliches Kulturleben in Untergruppen und Kleingruppen, wird zu einer wenig faßbaren Summe intensiv erlebbarer, aber wenig ausstrahlungsfähiger religiöser Subkulturen, von den katholischen Familiengruppen bis zum Opus Dei oder der Integrierten Gemeinde.

Kulturelle Mitte der Kirche ist ihr Gottesdienst

Solche Vielfalt kann anregend und befruchtend sein. Oft ist sie aber zugleich ein *Ausdruck einer kulturellen Verarmung des gesamtkirchlichen Lebens*, das sich folglich in seinen offiziellen Repräsentanten in der dialogischen Rückgewinnung von „Anteilen“ an der Gesamtkultur einen Ausweg sucht.

Aber gerade weil diese Situation gegenwärtig sehr durchmischt ist, ist es wichtig, die Kirche selbst als Kulturgeschehen im Auge zu behalten. Und gerade weil der in Und-Beziehungen ausgedrückte Dialog mit der Gesamtkultur auch eine wichtige Orientierungshilfe in der Wahrnehmung kirchlicher Aufgaben ist, gilt es Prioritäten zu

setzen, die die auseinanderlaufenden Kulturanschauungen und Bemühungen in einen sinnvollen Bezug zu einer wegweisenden Mitte bringen.

Wenn die Kirche in dem, was sie selber ist, Kultur schafft, und in dem, was sie tut, Kultur ist, dann können diese wegweisende Mitte nur ihre religiös-sozialen Vollzüge selbst sein. Nur wenn sie gut und für das gesellschaftliche Umfeld wahrnehmbar und vermittelbar gestaltet sind, kann die Kirche mit kultureller Ausstrahlung auch in die Gesamtgesellschaft rechnen.

Die kulturelle Mitte der Kirche schlechthin aber ist der *Gottesdienst*. Hier verwirklicht sich, was Kirche zuinnerst ist: Epiphanie Gottes im Sakrament, auf die die Gemeinde mit Danksagung (Eucharistie) antwortet. Der Ausdruck mag zwar befremdend wirken, aber das heißt auch, daß die Kirche die Gestaltung des Gottesdienstes als zentrale kirchliche Kulturleistung, zu der sich Christen zusammenfinden und die sie Menschen anzubieten hat, ganz ernst nimmt und ihre kulturpflegerischen Bemühungen zuallererst darauf konzentriert.

Das erfordert Mut, besonders in einer Situation, in der nur eine Minderheit getaufter Christen den Gottesdienst besucht und der Eindruck vorherrscht, dieser gehöre einer abgesonderten sakralen Sphäre an, die mit dem Alltagsleben nichts zu tun habe. Mut auch, weil sich solche Besinnung auf die Mitte aller kirchlichen Kultur mit einer nach wie vor unveränderten Unterbewertung des Sakramentalen auseinanderzusetzen hat.

Weil es im Auseinanderbrechen von Sakramentalem und Profanem schwierig wird, den Sinn des Sakramentalen als gnadenhafte Selbstmitteilung Gottes und als Öffnung des Menschen auf sie zu erschließen, weicht man nicht selten auf Nebenwege aus: auf themenbezogene Gottesdienste, auf die Hereinholung der sozialen Welt und ihrer Probleme, ohne immer genügend den Kern jeglichen Gottesdienstes – das Lob Gottes, die Anbetung – zu beachten und im Gottesdienst selbst auszudrücken. Oft war es aber einfach auch die durch Gemeindeaktivismus überdeckte Unfähigkeit, im Gottesdienst die Menschen zu sich selbst und so auch mit dem ganzen individuellen und gemeinschaftlichen Leben des Alltags vor Gott kommen zu lassen bzw. ihnen diesen Weg zu öffnen.

Den Gottesdienst als zentrale Kulturleistung der Kirche *voll in sein Recht einsetzen* heißt deshalb, in seiner Gestaltung vor allem die geistig-leibliche Struktur der Menschen, die zu seiner Feier aufgerufen sind, in der jeweils bestmöglichen Form ausdrücken und so Menschen für eine bis in seine Wurzeln gehende Erfahrung und Anbetung Gottes öffnen.

Nur auf diesem Wege kann *durch die Praxis der Kirche* die beklagte Aufspaltung von Sakral und Profan überwunden werden bzw., weil diese Gegenüberstellung geschichtlich *und* anthropologisch überholt ist, Weltbezug und Gemeinschaftserleben in Lobpreis Gottes einmünden.

Das setzt einen *neuen Sinn für Feier*, ja für Feierlichkeit voraus, womit nicht irgendeine sentimentale Form der Erhebung oder Tröstung in Wort, Bild, Gesten und Gesang

gemeint ist, sondern das emotional-rationale Loskommen von sich in bedingungsloser Gotteshingabe.

Nur so kommen Gottesdienst und Weltedienst als Glaubensdienst in ihrer inneren *Sinnstruktur* zusammen, und dieses Zusammenkommen macht eine möglichst feierliche und zugleich variantenreiche Feier des Gottesdienstes nicht entbehrlich, sondern setzt sie voraus. Solcher Gottesdienst kann keine Sache von Puristen sein, die den gottesdienstlichen Vollzug von allen „weltlichen“ Beimengungen reinigen und in rein religiöser Gestalt – erstrahlen lassen möchten. Oder die beispielsweise in der kirchlichen Innenarchitektur keine Alltagsbilderfreudigkeit dulden, das kirchenmusikalische Repertoire auf Gregorianik und Palestrina beschränken möchten oder umgekehrt die gottesdienstliche Gemeinde in der „horizontalen“, transzendenzfeindlichen Atmosphäre eines liturgischen Versammlungssaales oder zwischen kahlen Betonmauern am besten untergebracht wissen. Je mehr kulturelles Traditionsgut – künstlerisch und musikalisch – in den Gottesdienst eingebracht wird, je schöpferischer und erfindungsreicher sich Menschen und Künstler darin zeigen und je mehr Mensch, Liturgen, Chöre, Architekten, Maler, Gemeinden darin auszudrücken vermögen, je variationsreicher Gottesdienste, und zwar im Blick auf den Gemeindegottesdienst und nicht nur auf Sonderliturgien für Gruppen gefeiert werden, um so mehr wird sich der einzelne als er selbst und als Gemeinde darin wiederfinden.

Gerade die „konventionellen“ Möglichkeiten wieder mehr nutzen

Die Kirche ist Kultur wie in den Gottesdiensten an ihren *Feiertagen*. Deren religiöser Sinn ist zwar kaum noch kulturbestimmend. Sie sind längst Teil einer vielfältigen Freizeitindustrie, die an der Kirche vorbeigeht, aber sie sind immer noch Gabe der Kirche an die Gesamtgesellschaft, und diese ist keineswegs ganz aus ihnen verdrängt. Die Kirchen sind an den hohen Feiertagen immer noch voller als sonst. Vielleicht gibt gerade die immer ausgedehntere Freizeit der Kirche wieder eine Chance, sie wieder mehr als Zeit religiöser Besinnung zu sehen, sie auch als Gelegenheit für eine Art Nachkatechese über grundlegende Glaubensgeheimnisse zu nutzen. Voraussetzung ist neben ansprechender Feier des Gottesdienstes ein variables Angebot an gottesdienstlichen Formen gerade an den hohen Feiertagen und in deren zeitlichem Umfeld und eine entsprechende Predigt-, Meditations- und Musikkultur.

Man sage nicht, das sei nicht zu machen, das überfordere jede Gemeinde personell und sachlich, und wie soll ein von Terminen geplagter Pfarrer auch das noch alles bewältigen. Personell ist die Kirche gegenwärtig sehr reich ausgestattet, sie muß nur die kulturelle Seite ihrer gesellschaftlichen Existenz wieder genau so ernst nehmen wie die soziale und helfende Aktivität, weil auch sie *als Glaubenshilfe* eine ganz ursprüngliche Form von Diakonie ist und – man muß das Personal entsprechend einsetzen.

Wenn ein Laie für einen Meditationsgottesdienst zur Verfügung steht, soll ihn eben dieser übernehmen, wenn er

der Sache rhetorisch und theologisch gewachsen ist. Und manches läßt sich mit weniger Personal auch überpfarrlich ausrichten: in den Städten durch die Gesamtkirchengemeinden, auf den Dörfern, die ja in die Verkehrsmobilität voll einbezogen sind, über die Dekanate.

Wenn vom kirchlichen Leben her unseren städtischen und erweiterten ländlichen Lebensräumen wieder so etwas wie in ihrem Erscheinungsbild spürbar werdende, nachdenkliche religiöse Atmosphäre vermittelt werden und dafür das geeignetste Personal und die besten Gestaltungselemente eingebracht werden sollen (Liturgen, Prediger, Meditationsmeister, Musik, Räume), dann geht das am besten überpfarrlich. Solche überpfarrlich lokal oder regional angelegten Feiern können auf das religiös-gesellschaftliche Klima einer Gegend sehr viel nachhaltiger wirken als die bis zur Perfektion organisierten nationalen Großveranstaltungen in Form von Kirchen- bzw. Katholikentagen. Pfarrersouveränität dürfte dem nicht länger entgegenstehen.

Die Kirche ist schließlich Kultur in ihren *Erziehungs-, Bildungs- und Wissenschaftseinrichtungen*, auch natürlich in ihrem Recht und in ihrer Rechtspflege. Welcher kulturelle Geist in einem Priesterseminar oder an einer theologischen Fakultät herrscht, welche *Denkkultur* sich dort ausprägt, wie offen oder wie verengt dort mit Lebensproblemen und ihrer Erschließung auch durch Kunst und Literatur umgegangen wird, welches Musikverständnis von dort mitgebracht wird, ob man dort nicht nur systematische Theologie, moralische Normen und seelsorgliche Techniken vermittelt bekommt, sondern mit anthropologischen Strukturfragen des Denkens, des Verhaltens, der Psyche, der Sprache umzugehen lernt, davon hängt viel für das kirchliche Kulturleben, für die Verkündigungs- und auch die soziale Praxis ab.

Und schließlich: wieviel kulturelle Ausstrahlung Kirche hat, hängt auch davon ab, was in den Erziehungsbereich durch einzelne Christen im großen oder exemplarisch einzeln durch katholische Schulen, Erziehungs- und Bildungseinrichtungen eingebracht wird. Deren katholische Ausstrahlung hängt nicht davon ab, ob jeder, der/die dort tätig wird, katholisch getauft ist oder seine Ehe geschiebert ist, sondern wie dort Glaubens- und Realitätssinn erzieherisch zum Tragen kommt. Wenn Eltern einen katholischen Kindergarten gründen wollen, aber, nachdem sie die personellen Auflagen durch Diözese und Gemeindepfarrer kennen, es doch lieber lassen, dann ist das ein *gegen* die Kirche sehr wirksames Beispiel negativer kultureller Ausstrahlung.

Damit ist natürlich nicht das gesamte Kulturspektrum Kirche beleuchtet, sondern wird nur beispielhaft verdeutlicht, wo sich Kern und Umsatzscharniere kirchlicher Kultur finden. Sie herausstellen heißt nicht gegen irgendwelche Dialoge sein. Aber klar ist, daß jeder den Menschen packende Gottesdienst, jeder funktionierende Kirchenchor, jeder wirklich sachgemäße Umgang mit dem Wort, aber auch mit den eigenen Einrichtungen wichtiger ist als abstrakt angesetzte Dialoge.

Freiheitliche Glaubenskultur als Ziel

Zwei Bemerkungen noch: Kirchenkultur kann immer nur verstanden werden als *Glaubenskultur*. Gemeint ist damit das Gegenteil eines nur aus seinem Kult lebenden Kirchenkatholizismus, aber auch das Gegenteil eines auf sittlichem „Engagement“ und bürgerlicher Anständigkeit reduzierten Kulturkatholizismus (in Parallele zum Kulturprotestantismus des 19. Jahrhunderts). Kirche als Kultur kann immer nur *Glaubenskultur* sein, also aus einer in die Breite und Tiefe gelebten Anthropologie heraus, auf Gottes Offenbarung in Schöpfung und Menschwerdung, in Kreuz und Auferstehung hinweisen und zu einer entsprechenden Lebenspraxis hinführen.

Und: Kirchenkultur kann nicht anders als jegliche Kultur *freiheitlich* sein. Im Katholischen ist schon das Wort vielfach suspekt: ist doch das Maß aller Dinge und Erlebnisformen das göttliche Gesetz und nicht der Mensch. Aber Gott ist nicht so klein, daß er immer nur eine Möglichkeit eröffnet, seinen Willen zu tun, und menschliche Freiheit in seinem Schöpfungs- und Heilsplan keinen Platz hätte. Die Kirche muß in diesem Sinne ein offener Raum sein. Kulturell braucht ihr – das sei nochmals gegen alle Puristen gesagt – nichts Menschliches fremd zu sein. Was menschlich an ihr ist, kann er auch in seinem Verhältnis zu Gott ausdrücken, selbst wenn in Kunst, Musik oder wo immer auch Kitsch dabei ist. Denn Kirche als Kultur ist Volkskultur, sie kann keine Elitekultur sein. Aber Kirche als kulturell offener Raum, das ist nicht nur ein Votum für Vielgestaltigkeit unter Inkaufnahme unterschiedlicher Werthaftigkeit, sondern ein Plädoyer für ein selbstbewußt offenes Denken gegen ängstliche kirchliche Regeln gegen alles, was nicht aus der Kirche selbst kommt.

Zwei massive Beispiele unfreiheitlicher Kirchenkultur aus jüngster Zeit: die Universität Eichstätt und das Funkkolleg. Niemand wird der Kirche raten, atheistische Theologen oder Philosophen an eine kircheneigene Hochschule zu berufen. Aber wenn Wissenschaftler von gutem Ruf, die nicht der Kirche angehören, dort Wissenschaft treiben und forschen wollen, dann ist das für die Kirche doch nur eine Ehre. Eine Wissenschaftsinstitution schaffen und sie dann doch nicht wagen, ist ebenso schlechte kirchliche Kulturwerbung wie der vorhin erwähnte Kindergarten. Wenn Funkanstalten in seriöser Weise sich um Verbreitung und Vertiefung religiösen Wissens bemühen, dabei mit den Theologen der beiden Kirchen eng zusammenarbeiten, dann müßte das für eine Glaubenskultur, die ihren Namen verdient, selbst dann eine Hilfe sein, wenn nicht die „vollständige katholische Lehre“ zum Ausdruck kommt. Öffentlichkeit wollen und dann doch nicht wagen, kooperieren, aber aus Angst vor falschen Tönen Verantwortung doch nicht teilen: Auf diese Weise muß in gleichgültig-distanzierter Umgebung „gesellschaftlich“ und nicht nur kulturell aus der Kirche stets weniger anstatt mehr werden. Und solches Absacken ins Kleinkarierte zum Schaden des christlichen Glaubens kann dann auch die prestigeträchtigste Und-Beziehung und der höflichste Dialog nicht verdecken.

David Seeber